

Verschleppt bis ans Ende der Welt – Christina S. berichtet über ihre Zwangsarbeit in der Trutarmee und in Workuta¹ Ein bisher unbekanntes Kapitel der eigenen Familiengeschichte

Im Rahmen von Familienforschungen stieß die Autorin dieses Berichts Kristina K. auf ein Familiengeheimnis. Ihre Großtante Christina S. war Russlanddeutsche in der Sowjetunion und musste in der stalinistischen Periode der Sowjetunion Schwerstarbeit im Straflager Workuta leisten. Kristina K. beschloss ihre Großtante zu dieser Zeit zu befragen. Das Resultat dieses Interviews ist der vorliegende Bericht.

Ich, Kristina K., berichte hier die Erlebnisse meiner Großtante Christina S. in Workuta. Das ist der Name eines Straflagers im Nordosten des europäischen Russland, in welches Tausende von Menschen im Sowjetstaat wegen unerklärlicher Gründe deportiert wurden.² Auch Frauen wurden keineswegs davon ausgenommen – unter anderen eben Christina S., die Schwester meiner Großmutter.

Und damit beginnt eine wahre Geschichte, die Teil unserer Familiengeschichte ist. Davon habe ich erst im letzten Jahr in der Schule durch die Arbeit mit dem Thema der Deportationen nach Workuta erfahren. Sonst wurde in der Familie darüber geschwiegen. Keiner wollte sich offenbar mit diesem grausamen Abschnitt befassen, bis ich nachfragte, bis jemand Interesse für eine Aufarbeitung dieses Teils des Lebens zeigte.

Christina S., am 23. Oktober 1924 in Andonoffka in der Sowjetunion als Christina St. geboren, lebt heute in Remscheid bei Düsseldorf. Sie ist schon sehr alt und schwach und kann daher keine großen Reisen auf sich nehmen. Deshalb entschied ich mich, sie mit meinen Eltern und meiner Großmutter zu besuchen, um mehr über die Zeit in Workuta zu erfahren.

Als wir am 27. Dezember 2009 bei ihr in Remscheid ankamen, öffnete uns eine kleine, zierliche Frau, ein Tuch um den Hals gebunden und mit dicken Wollsocken an den Füßen. Ihre 85 Jahre sah man ihr an: sie wirkte schwach und müde. Wir konnten aber mit ihr zu ihrer Tochter weiterfahren, die für uns Essen vorbereitet hatte.

Ich hatte schon vorher Bescheid gegeben, dass ich mit ihr gerne über Workuta reden würde – ich fürchtete ihre Reaktion, da ich damit die Verschwiegenheit über dieses Thema brach - ging das eventuell zu

¹ Workuta ist eine Stadt nördlich des Polarkreises im europäischen Teil von Russland.

² Die Rote Armee verschleppte kriegsgefangene Deutsche in abgelegene Provinzen der Sowjetunion, unter anderem auch Frauen, die Schwerstarbeit leisten mussten und nicht selten an den Folge dieser Arbeit verstarben.

weit? Doch Großtante Christina freute sich über meinen Anruf und willigte ein.

Nach dem Essen begann ich mich also vorsichtig heranzutasten an das große Fragezeichen Workuta – und damit leite ich nun die Geschichte von Christina Siemens ein:

Mit 17 Jahren – also im Jahre 1942, wurde Christina S. in die Arbeitsarmee, auch Trudarmija genannt, nach Kuibischew (heutiges Samara) eingezogen. Sie war betroffen, weil sie Russlanddeutsche³ war, denn die Armee war eine *„Armee für Deutsche, nicht für Russen. Wir waren die Volksfeinde.“*

In der Zeit der Arbeitsarmee erlitt die Schwester meiner Großmutter schon sehr viel Leid, auch hier mussten die Häftlinge in Schächten arbeiten – bis spät in die Nacht, Sieben Tage die Woche. *„Wenn ein Mensch umgekommen ist, war dies weniger schlimm, als wenn ein Kalb gestorben wäre.“*

Diese Zustände hielt Christina S. nicht länger aus und floh durch einen Stacheldrahtzaun, welcher an einer kleinen Stelle nicht intakt war. Damit begann die Zeit der Flucht: Sie lief barfuß und nur leicht bekleidet durch den frostkalten

Wald – ohne Lebensmittel, ohne Geld. *„Ich bettelte an jedem Haus nach Essen, ich war so hungrig, das werde ich nie vergessen.“* Und es blieb nicht aus, dass sie mit Gewalt wieder weggestoßen wurde, doch das war ihr egal: *„Wenn man diesen unbeschreiblichen Hunger hat, ist alles andere egal.“*

Irgendwann gelang es ihr, sich an einen Güterzug zu hängen und sie erkannte dann vor sich eine ihr bekannte Station. Sie sprang vom fahrenden Zug ab, um an der Station nicht festgenommen zu werden. Damit war die Flucht erst einmal beendet und sie konnte letztendlich wieder nach Hause fahren. Insgesamt ist Christina ganze 1500 Kilometer durch die eisige Landschaft Russlands geflohen.

Zu Hause angekommen, bemerkten Spitzel, dass Christina wieder zu Hause war, und meldeten es der Gebietsverwaltung. Emilia – die Mutter meiner Großmutter und ihrer Schwester - versteckte daraufhin ihre Kinder im Keller und verleugnete, dass sie wusste, wo ihre Kinder steckten. Die Regierung ging dann aber soweit, dass sie nachts ihre Beamten schickte und nach Christina suchen ließ. Sie nahmen sie in das städtische Rathaus mit, wo sie die Nacht verbringen musste. Danach kam sie für einen Monat in Untersuchungshaft nach Scherbakul⁴ – nach dieser Gefangenschaft wurde Christina S. nach Workuta verschleppt.

³ Die Russlanddeutschen sind Nachfahren von Siedler:innen, die auf Einladung von Katharina der Großen nach Russland kamen. In der Sowjetunion galten sie seit dem Überfall Hitlerdeutschlands als „Feinde im Inneren“ – man begegnet ihnen mit großem Misstrauen.

⁴ Scherbakul ist eine Siedlung städtischen Typs in der Oblast Omsk mit 6976 Einwohnern. Scherbakul liegt etwa 70 km südwestlich von Omsk.

Die Fahrt von Andonoffka dorthin dauerte ungefähr einen Monat. Auf der Station Workuta angekommen wurden die Gefangenen zunächst aus den Waggonen geschleudert und gleich aufgefordert, sich zu entkleiden. *„Die Kleidung müsste desinfiziert werden, sagte man uns – immerhin war sie einen Monat lang getragen worden“*. Gleich danach wurde mit der Aufteilung in die Baracken begonnen – Männer und Frauen getrennt. Als die Aufteilung beendet war, ging auch schon die Arbeit in den Schächten los.

„Die Arbeit in den Schächten war sehr, sehr schwer. Ich war so etwas nicht gewohnt – doch, was noch viel schlimmer war als die Arbeit an sich, war die Kälte. Nach dem Arbeiten wurden wir in eine enge Gemeinschaftsdusche gesteckt. Als wir rausgingen, froren die nassen Haare auf dem Kopf sofort fest. Die Baracken waren insgesamt zwei Kilometer von den Schächten entfernt. Die zwei Kilometer mussten wir also mit festgefrorenen Haaren und frierendem Körper zurücklegen. Nicht selten war es so stürmisch, dass wir uns an einem Seil entlanghangelten, um irgendwie in die Baracken zu kommen.“

Großtante Christina konnte meine Fragen kaum verstehen. Ich musste sehr laut und deutlich sprechen, damit sie mich ansatzweise verstehen konnte. Meist musste ihre Tochter Lydia, meine Tante also, noch mal „dolmetschen“. Lydia erzählte mir dann, dass dieses Problem der Schwerhörigkeit durch die gefrorenen Haare am Kopf zu erklären sei. Großtante Christina erzählte weiter:

„Auf die Menschen im Lager wurde nicht geachtet. Hauptsache wir verrichteten unsere Arbeit. Wir bekamen für einen Tag ein Stück Brot, das wir uns für den ganzen Tag einteilen sollten. Doch der Hunger war so groß, dass man alles auf einmal aufaß und am Ende des Tages einen riesigen Hunger hatte, doch es gab nichts mehr, die Ration war schon aufgebraucht.“

Manchmal wachte man am nächsten Morgen auf und rüttelte an seinem Nachbarn, um ihn etwas zu fragen. Er regte sich nicht. Er war tot. Und das bekam man jeden Tag mit, jeden Tag.“

Daraufhin fragte ich sie, ob sie selbst auch manchmal Angst hatte, am nächsten Morgen nicht mehr zu leben: *„Nein, darüber habe ich nie nachgedacht. Ich hatte keine Angst. Es war bloß traurig, ein trauriges Leben. Doch ich erinnere mich an einen Abend – da war es anders – ich hatte Angst, sehr große sogar:*

Nachdem wir im Schacht gearbeitet hatten, ging ich wieder zur Dusche – bloß war an jenem Abend niemand mehr bei mir. Fertig geduscht, machte ich mich also auf den Weg zur Baracke. Ich hatte Angst, dass jemand im Kanal lag. Man hörte Geschichten von Männern, die im Kanal lagen, um den Frauen aufzulauern, um sie zu vergewaltigen. Und dann hörte ich ein Geräusch, ich hatte Angst, dass das Gleiche mit mir passieren könnte, also rannte ich los, rannte um mein Leben – zwei Kilometer von der Dusche bis zur Baracke.“

Sie machte eine kurze Pause, drehte sich zu meiner Großmutter und flüsterte ihr ins Ohr, dass niemand, wirklich niemand wüsste, was sie dort empfand und was genau alles passierte. Ich respektierte dies und fragte nicht weiter nach.

Anders als bei den meisten anderen Gefangenen hatte Christina S. noch Kontakt zu ihrer Mutter. Sie schrieben Briefe und wussten, wie es dem anderen ging. Durch den Briefkontakt erfuhr Christina dann auch, dass die Arbeitsarmee es doch geschafft hatte, ihre Mutter Emilia einzuziehen. Im Jahre 1948 durfte Christina kurz nach Hause nach Andonoffka, um ihre Geschwister nach Workuta zu holen, da sie nun alleine lebten und sich niemand um sie sorgte. Nachdem sie die Kinder fertig für die Reise gemacht hatte, zogen sie los. Ein weiter Weg lag vor ihnen, u.a. eine 40 Kilometer lange Strecke, die sie auf Ochsen zurücklegten.

Die Geschwister – also auch meine Großmutter – lebten insgesamt vier Jahre in Workuta. Sie konnten wieder nach Hause, weil die Mutter Emilia, die in die Trudarmee eingezogen und dann noch im Gefängnis gewesen war, wieder entlassen wurde.

Im März 1953 starb Stalin. Als Christina und die anderen Gefangenen davon Kenntnis nahmen, war die Freude eher bescheiden: „Wir haben geweint, als wir gehört haben, dass Stalin gestorben ist. Nicht aus Freude, sondern aus Angst, dass es noch schlimmer werden könnte.“

Im Jahre 1948 hatte Christina ihren zukünftigen Mann im Schacht kennengelernt. Denn als der Krieg 1945 vorbei gewesen war, wurde nicht mehr so sehr auf die Trennung von Mann und Frau geachtet. *„Es wurde weniger streng, als der Krieg vorbei war. Aber natürlich ist weniger streng sehr relativ.“* Sie lachte.

Im selben Jahr, in dem Stalin starb, wurde Christinas Mann namens David im Schacht verschüttet. Er war schwer verletzt und konnte seine Arbeit nicht mehr verrichten. Da die beiden inzwischen auch schon zwei Kinder hatten, wurden sie also alle aus Workuta entlassen. Das war ihr Ende von Workuta. Doch in Gedanken werden sie diesen Teil des Lebens nie vergessen können.

„Es plagen mich immer noch Albträume von der Zeit in Workuta und ich denke mir jeden Tag, den ich erlebe, dass es ein Glücksfall ist. Ich danke Gott dafür, dass er mir immer beigestanden hat in dieser schweren Zeit.“

Das ist die wahre Geschichte meiner Großtante Christina S.

Im Jahre 2004 ist sie dann mit ihrem Sohn nach Deutschland ausgewandert. Die Gründe hierbei liegen, dass die gesamte Familie schon vorher nach Deutschland ausgesiedelt war.